

Die Herrin von Dombrowa.

Roman von **Johannes Emmer.**

(Fortsetzung u. Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Graf Orlau riß bei Daubrac's Worten die Augen auf: „Sie wollen doch nicht sagen, daß Frau v. Marbach —"

„Zur Stunde ist vielleicht schon der erste Schritt gethan, der ein verfehltes Leben abschließt," erwiederte ernst Daubrac.

Der Graf sah ihn forschend an: „Sie hielten sie nicht zurück?"

„Ich durfte es nicht."

Baron Daubrac theilte in kurzen Worten das Wesentlichste der Vorgänge mit, welche das Interesse und Erstaunen des Zuhörers im vollsten Maße erregten.

„Ich möchte nun Ihren Rath erbitten," schloß der Baron, „ob Sie es für unumgänglich nöthig erachten, alle diese Thatsachen meinem Freunde mitzutheilen. Muß er erfahren, was die Unglückliche an ihm verschuldete?"

Der Graf sann eine Weile nach. „Ich errathe Ihren Wunsch und achte die Gefühle, die Sie zu demselben bewegen. Es muß für Sie schmerzlich sein, wenn die Dinge offenkundig werden, welche den Namen dieser — Unglücklichen mit Schmach beladen. Und auch ich muß wünschen, daß das düstere Geheimniß begraben werde."

Der Baron konnte sich nicht enthalten, dem Grafen warm die Hand zu drücken. „Ja, es sei begraben!"

„Herr v. Bertrand, das heißt mein Neffe," verbesserte er sich rasch, „soll nur das unumgänglich Nothwendige erfahren; von dem Anderen wollen wir schweigen."

29.

Im Salon der Frau v. Clairon war eine fröhliche Gesellschaft bemüht, einen großen Triumph der Hausfrau, den sie an diesem Abende mit einer neuen Rolle gefeiert hatte, gebührend zu würdigen. Mitternacht war vorüber, und die Stimmung begann bereits ein wenig übermüthig zu werden, als plötzlich der Hausfrau das Erscheinen eines neuen Gastes gemeldet wurde.

Mit einem Aufschrei des Erstaunens hatte Madame de Clairon die Meldung aufgenommen, und im nächsten Augenblicke wiederholte sich zwanzigfach dieser Aufschrei, dem ein lauter Jubel folgte: Baron Daubrac war angekommen.

Händedrücke, Umarmungen, eine Fluth von Fragen — das war der Empfang des Heimgekehrten, selbst der dicke Baron Snyders vergaß seinen Groll gegen den glücklichen Gewinner der Wette und hatte ihm die Hand gereicht.

Daubrac bekam selbstverständlich den Ehrenplatz neben der Hausfrau, und nun galt es Rede stehen. Jeder und Jede hatte einige Dutzend Fragen, die zugleich zu beantworten die Kräfte eines Menschen überstieg. Der Grobheit des Eisenkönigs gelang es endlich, etwas Ruhe zu erzielen; natürlich hatte er dabei sein Interesse im Auge, daß nämlich seine Fragen zuerst beantwortet würden.

„Wie steht es denn in K., Herr v. Bertrand ist seit einiger Zeit wortkarg geworden und scheint es für überflüssig zu halten, Berichte zu geben. Wissen Sie schon, Herr Baron, daß wir ihn endgültig zum Generaldirektor ernannten?"

„Nein, das wußte ich nicht, als ich K. verließ, war davon dort noch nichts bekannt. Ich meine aber, daß diese Ernennung gegenstandslos sein dürfte."

„Weshalb?" fuhr einigermaßen erstaunt der Eisenkönig auf.

„Weil es einen Herrn v. Bertrand nicht mehr gibt."

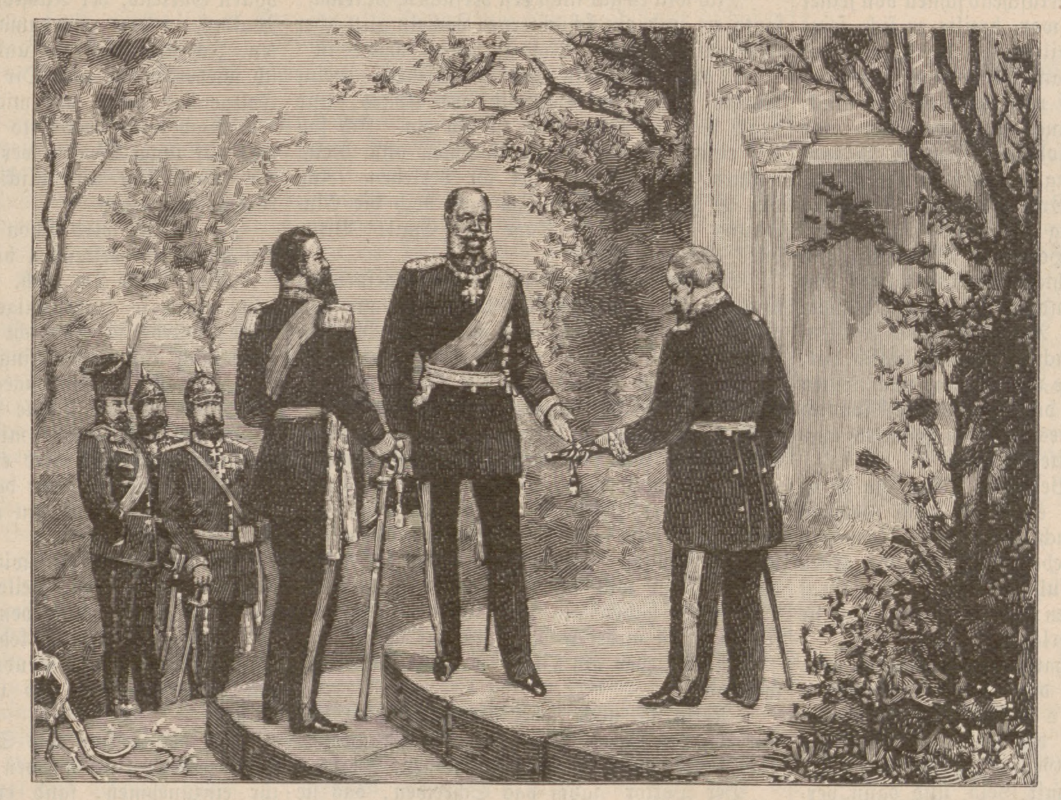
„Ah!" riefen Alle zugleich. „Der Arme ist todt?"

„Nein, Bertrand lebt, nur nennt er sich künftighin Baron v. Marbach, und da er den Besitz einer kleinen Grafschaft angetreten hat, deren Verwaltung ihn sehr in Anspruch nehmen wird, so dürfte er zu seinem Bedauern genöthigt sein, auf die Stellung eines Generaldirektors zu verzichten."

Natürlich wollte man wissen, wie dies zugegangen sei. Der Baron theilte, so viel zum Verständniß nöthig schien, mit, die näheren Umstände verschwieg er.

„Ach wie schade," bemerkte die Fanchon, „jetzt ist er für uns verloren."

„Sie wollen wohl sagen," fiel boshaft Fräulein Colombeau ein, „verloren für Sie."


Begegnung König Wilhelm's I. von Preußen mit Napoleon III. im Schlößchen Bellevue bei Sedan. (S. 267)

Man lachte.

„Ich muß dies leider bestätigen," fuhr der Baron fort. „Fräulein Fanchon darf ihre Hoffnungen begraben; denn —"

„Nun?" riefen die Damen, die von Neugierde verzehrt wurden.

„Unser Freund hat eine Braut gefunden."

Das gab nun wieder einen fast unerschöpflichen Gesprächsstoff, bis endlich die Colombeau mit der Frage dazwischen fuhr, wo sich Léon befinde, und weshalb dieser nicht auch zurückgekehrt sei.

Die Fanchon benutzte diese Gelegenheit, sich zu rächen. „Sie fürchtet, daß er dem Beispiele seines Freundes folgen könnte," sagte sie.

„Ich bedaure, auch von Léon nichts Günstiges berichten zu können. Er ist hier in Paris, und ich fürchte, er hat einen schweren Konflikt mit seinem Vater auszukämpfen."

„Was gibt es da wieder?" rief man.

„Etwas sehr Einfaches, Léon hat es sich in den Kopf gesetzt, die Einwilligung seines Vaters zu seiner Vermählung mit einer jungen Dame zu erzwingen, die keinen anderen Adel, als den der Schönheit, und keinen anderen Schatz, als ihre Liebenswürdigkeit besitzt."

„Und Sie selbst?" fragte nun Frau v. Clairon. „Sind Sie allein mit leeren Händen heimgekommen?"

Ein Schatten flog über die Züge des Barons, und unmerklich zuckte sein Mund, als er mit ungewöhnlich ernster Stimme sagte: „Ja, ich allein bin noch frei!"

„Wie lange werden Sie es noch bleiben?" warf der Baron Snyders hin.

„Immer!" Das war mit so scharfer Betonung gesagt, daß Alle unwillkürlich auf Daubrac sahen.

Es trat einen Augenblick lang Schweigen ein, Niemand wagte mit einem Scherze diese Erklärung zu beantworten.

— — — — — — — — — — — —

Baron Daubrac hatte die Wahrheit berichtet. Nachdem Bertrand überraschend schnell von seiner Verwundung genesen war, beeilte er sich, seine neuen Rechte als Familienglied der Orlau, vor Allem solche auf die Hand seiner Cousine geltend zu machen. Der Graf war nicht minder glücklich über diese Wendung, wie Franziska, und bald wurde die Verlobung öffentlich bekannt gemacht. Die Ordnung der anderen Angelegenheiten ließ sich der Graf gleichfalls angelegen sein; die Anerkennung Bertrand's als rechtmäßigen Sohn des Herrn v. Marbach, und somit auch des Erbrechtes desselben, wurde von den Behörden auf Grund der vorgelegten Papiere anstandslos vollzogen. Auf Wunsch des Grafen, dem der Name Marbach zu unsympathisch war, suchte Bertrand um die Bewilligung nach, seinen Namen beibehalten zu dürfen, und der Monarch bewilligte nicht nur dies, sondern gestattete auch die Beifügung des Titels Orlau.

Als Edmund v. Bertrand-Orlau zog er in das väterliche Schloß ein, und nach wenigen Monden führte er auch seine junge Gemahlin nach Dombrowa. Ueber das tragische Ende seiner Stiefmutter erfuhr er nichts, der Graf und Daubrac schwiegen; er nahm an, daß sie einem Schlaganfalle erlegen sei.

Baron Daubrac hatte noch rechtzeitig verhindert, daß George dem Gerichte übergeben wurde. Um Bertrand's willen sollte es ja vermieden bleiben, daß die unseligen Vorgänge aufgedeckt wurden. George wurde entlassen, der Graf versah ihn mit Geld, und dann verschwand er.

Léon hatte seinen Willen schließlich auch durchgesetzt; sein Vater fügte sich nach hartem Kampfe in die Thatsachen, als ihm der Sohn erklärte, er würde lieber auf die väterlichen Millionen, als auf Fräulein Natalie verzichten. Léon senior befreundete sich aber bald mit seiner Schwiegertochter, als er sah, daß dieselbe zu „repräsentiren" verstehe, als wäre sie auf einem Grafenschlosse geboren.

Baron Daubrac blieb — frei. Nie sprach er von jener Frau, die ihn so grausam getäuscht hatte, aber vergessen konnte er sie nicht.

Von Dombrowa erhielt er ab und zu Nachrichten, die er meist mit Beglückwünschungen beantworten mußte, denn das Geschlecht der Bertrand-Orlau gedieh, dort blühte das Glück.

Ende.

Zweimal verlobt.

Eine Geschichte von der Insel Rügen.

Von **Ernst Otto Hopp.**

1.

(Nachdruck verboten.)

Es war in der Königgrätzer Straße in Berlin, genauer gesagt Numero 92, zwei Treppen hoch. An der Thür befand sich ein Porzellanschild, das die Inschrift: „Dr. med. Rittig. Praktischer Arzt" trug.

Der Postbote hatte eben geklingelt.

Ein einfach gekleidetes hübsches Mädchen, das schwellende rothe Lippen, eine zarte Hautfarbe und eine ausnehmend zierliche Gestalt hatte, öffnete die Thür und nahm den Brief in Empfang, den sie eilig aufmachte und durchflog.

„Emil! Emil!" rief sie dann laut mit ihrer frischen Stimme, während sie durch den schwach erleuchteten Gang flog und zu ihrem Bruder eilte, „Emil! Hörst Du denn gar nicht? Ein Brief! Und rathe 'mal, von wem? Das erräthst Du gewiß in Deinem ganzen Leben nicht!"

Doktor Emil Rittig, der in seinem Zimmer saß und in einer medicinischen Zeitschrift blätterte, wandte sein etwas kränkliches und abgehärmtes Gesicht der erregten Schwester zu, die athemlos auf der Schwelle stehen geblieben war.

„Ich will es gar nicht erst versuchen, Martha," sagte er, und ein schüchternes Lächeln glitt über seine welken Züge. „Sage nur gleich, was es ist."

„Tante Bagewitz hat geschrieben, meine Pathin, Frau v. Bagewitz auf Udars, und denke Dir, sie ladet mich zu sich ein. Ich soll auf einige Wochen zu ihr kommen und Weihnachten und Neujahr bei ihr verleben. Ach, das ist herrlich, Emil! Ich darf doch die Einladung annehmen? Sage ja, Emil! Bitte, bitte, lieber Bruder!"

Sie hatte die Worte nur so herausgesprudelt und sah in ihrer lebhaften Erregung, mit den glänzenden Augen und den gerötheten Wangen ganz allerliebst aus.

Der junge Doktor zögerte ein wenig; er war kein Freund hastiger Entschlüsse. Nachdenklich, fast etwas traurig, wenn auch liebevoll, sah er sein reizendes Schwesterchen an.

„Sage nicht nein, Emil!" fuhr das junge Mädchen fort, indem sie sich an den Arm ihres Bruders lehnte und mit flehender Miene zu ihm aufschaute. „Sage nur, daß ich reisen darf. Dann will ich Dich auch noch tausendmal lieber haben als jetzt, Emil, lieber als irgend einen anderen Menschen auf der Welt!"

„Auch lieber als Otto?" fragte Emil Rittig lächelnd.

„Natürlich, noch lieber als Otto; aber lies nur erst den Brief. Wie freundlich sie schreibt! Das kann man doch nicht abschlagen, Emil."

Der Doktor nahm das Schreiben, das sie ihm überreichte. Es war mattrosa Papier, mit einem Monogramm versehen, das natürlich Niemand enträthseln konnte, und roch nach Patschuli. Der Duft war ihm widerlich. Er zog das Taschentuch hervor, um den starken Geruch etwas zu vertreiben, und überflog die zierlichen Schriftzüge.

Frau v. Bagewitz war Martha's Pathin. Der Ausdruck „Tante" kam noch aus der Kinderzeit her und hatte eigentlich keine Berechtigung. Der Vater der Geschwister, der vor fünf Jahren verstorbene Sanitätsrath, und Frau v. Bagewitz, deren Mädchenname Elise Ahrends gewesen war, stammten Beide aus Stralsund; ihre Familien waren befreundet gewesen. Nach dem Tode des Vaters war der Verkehr allmählig eingeschlafen, seitdem der junge Arzt nach Berlin gezogen war. Tante Bagewitz war reich und verwöhnt und machte ein großes Haus. Ihr Sohn Alexander, ihr einziger Erbe, hatte ein paar Semester zu seinem Vergnügen in Heidelberg studirt und war dann auf Reisen gegangen. Die reichen Leute paßten nicht recht in die Kreise des kränklichen Gelehrten, der nur ein bescheidenes Einkommen hatte und weniger von seiner Praxis, als durch die Feder lebte. Er schrieb medicinische Artikel für eine ganze Reihe von Zeitungen; es war ihm nicht möglich, eine große Praxis auszuüben, da ihm seine erschütterte Gesundheit alle größeren Anstrengungen untersagte.

Prüfend hatte er den Brief gelesen. Ja, das war ja recht schön und sehr liebenswürdig von Frau v. Bagewitz; doch es war ein kleines „Aber" dabei. Doktor Rittig sah ein, daß Martha für die Bagewitz'schen Verhältnisse nicht recht paßte; er fühlte, daß sie ein längerer Besuch den heimischen Angelegenheiten entfremden und sie unzufrieden machen würde, unzufrieden mit ihrem kleinen Haushalte, ihrer ärmlichen Umgebung und ihren bescheidenen Vergnügungen. Trotzdem ward es ihm sehr schwer, seiner Schwester einen Wunsch zu versagen, besonders wenn sie ihn mit ihren großen dunklen Augen so bittend anblickte.

„Nicht wahr, Du sagst ja!" sprach sie schmeichelnd. „Ich möchte so gern wieder einmal nach Rügen. Ich erinnere mich des Bagewitz'schen Gutes noch ganz genau, obwohl ich als kleines Kind zuletzt dort war, des prachtvollen Gartens, der Aussicht auf das Meer, des Waldes, in dem wir damals Haselnüsse pflückten. Ich will auch gut und folgsam sein, wenn ich wiederkomme, und Dir und Otto nie wieder Gelegenheit geben, auf mich böse zu sein."

„Was wird aber Otto dazu sagen, daß Du uns auf lange Wochen verlassen willst?" fragte der junge Arzt und blickte zärtlich in ihr erregtes Gesichtchen.

„O, Otto wird schon nichts sagen, wenn Du damit einverstanden bist."

„Das fragt sich noch. Wenn ich der Verlobte eines so leichtsinnigen jungen Mädchens wäre, würde ich es nicht gern sehen, daß sie ohne mich auf Reisen ginge."

„Was sollte Otto dagegen haben? Er weiß doch, daß ich bei Tante Bagewitz gut aufgehoben bin; ich werde mich in Udars köstlich amüsiren, und das wird er mir doch gönnen."

„Das weiß ich denn doch nicht ganz genau. Da, setze Dich gleich hin und schreibe es ihm. Er soll entscheiden."

Sie that gehorsam, wie er geheißen. Dann, nachdem sie die paar Zeilen beendet, in einen Umschlag gesteckt und dem Mädchen zum Besorgen übergeben hatte, kehrte sie lachend in das Studirzimmer ihres Bruders zurück, fiel ihm um den Hals und gab ihm einen herzlichen Kuß. —

Als der Doktor eine Stunde später in das Wohnzimmer trat, um den gewohnten Thee mit ihr einzunehmen, fand er statt der lustigen Martha eine traurige vor; sie hockte mit verweinten Augen in der Ecke und sah ihn trostlos und bekümmert an.

„Kind! Was ist denn geschehen?" fragte er sorglich. Martha sprang auf und schmiegte sich an ihn.

„Ach, Emil!" sagte sie. „Ich habe es mir

überlegt; es ist doch wohl besser, ich bleibe zu Hause."

Ihre süßen rothen Lippen bebten, als sie stockend diese Worte vorbrachte.

„Weshalb diese plötzliche Aenderung, liebe Martha?" fragte der Bruder erstaunt.

„Ich weiß es selbst nicht, Emil. Einen besonderen Grund habe ich nicht," erwiederte sie zögernd, „aber es ist mir so zu Muthe, als ob es doch nicht ginge."

Emil Rittig legte seine Hand auf Martha's Schulter und streichelte sie zärtlich.

„Sollte es deswegen sein?" Er zupfte an ihrem etwas abgetragenen Hauskleidchen. „Ach ja, die Toilettensorge, die große Frage: was soll ich anziehen? ist bei euch Weibern immer die Hauptsache."

„Ja," sagte sie, „das ist es auch. Bei Bagewitzens geht es immer hoch her. Natürlich werde ich Gesellschaften mitmachen müssen — und gar zu ärmlich — nein, es geht nicht, Emil!"

Sie blickte zu ihm auf und bemerkte, wie sich sein Antlitz verdüsterte.

„Laß es nur gut sein, Emil," sagte sie dann, „es war ein recht thörichter Wunsch; aber ich mache mir jetzt nichts mehr daraus. Du weißt, daß ich über unser bescheidenes Leben nicht traurig bin."

Um ihm dies zu beweisen, lachte und scherzte sie wieder während der frugalen Abendmahlzeit. Der Doktor ließ es sich nicht merken, daß er ihre Heiterkeit als eine erkünstelte erkannte. Als er seinen Thee ausgeschlürft hatte, ging er in seine Arbeitsstube zurück und kam nach wenigen Augenblicken wieder.

Liebkosend fuhr er über ihr volles glänzendes Haar und überreichte ihr einen Hundertmarkschein.

„Siehst Du," sagte er, „es paßte gerade, daß der Postbote heute Morgen hier war. Viel ist es nicht, mein kleines Schwesterchen, aber vielleicht kannst Du Dir damit aushelfen."

„O Emil! Lieber, guter Emil! Kannst Du es denn auch entbehren?"

„Ja, mein Herz; sonst würde ich es Dir nicht geben. Du darfst diese hundert Mark für Deine Toilette verwenden, das Reisegeld lege ich noch zu." —

Von ihrem Verlobten traf am nächsten Morgen eine Rohrpostkarte ein, mit der er erklärte, durchaus nichts gegen die Reise zu haben, falls Emil seine Zustimmung gebe. Eine angenehme kleine Abwechslung sei für Martha wohl angebracht. Er theilte ferner mit, er würde sie abholen und auf den Bahnhof begleiten.

Otto Drews war wie die Geschwister Rittig aus Stralsund gebürtig und der Sohn eines recht wohlhabenden und angesehenen Kaufmanns; er hatte in der Hauptstadt eine Stelle bei einer Bank gefunden. Seine Eltern hatten nur nach längerem Widerstreben ihre Zustimmung zu der Verlobung gegeben und nur unter der Bedingung, daß Beide noch zwei Jahre mit der Heirath warteten. Sie seien noch zu jung, hieß es; Martha zählte etwas über achtzehn, Otto Drews dreiundzwanzig Jahre. Wenn die Liebenden nach zwei Jahren noch desselben Sinnes seien, hatte Vater Drews geäußert, dann sei es ihm recht. Aber sein Sohn müsse sich erst noch den Wind ein wenig um die Nase wehen lassen; vor vollendetem fünfundzwanzigsten Lebensjahre solle er mit seinem Willen nicht heirathen. Bis dahin würde sich auch seine Stellung bei der Bank etwas gebessert und befestigt haben.

Otto war ein freundlicher, stiller, blonder junger Mann, der wasserblaue Augen und einen hübschen Schnurrbart hatte; dazu kam eine zierliche Figur, die zu der seiner Braut paßte. Der etwas ältere Doktor Rittig hatte ihm Privatstunden erteilt, als Beide noch das Gymnasium zu Stralsund besuchten; daher stammte ihre genauere Bekanntschaft. Otto war ein aufmerksamer Bräutigam; bald brachte er seinem Liebchen einen hübschen Blumenstrauß, bald eine Schachtel mit Chokolade, bald ein Theaterbillet. Allein eine glühende Liebe, eine verzehrende Leidenschaft lag nicht in seiner Natur. Und Martha? Hatte sie ihr Herz überhaupt schon entdeckt, als sie sich verlobte? Sie hatte ihren Bräutigam gern; er war auch so zuvorkommend, stets freundlich und gefällig, guter Laune und gutmüthig. Mit anderen jungen Herren kam sie selten oder nie zusammen, so konnte sie keine Vergleiche anstellen.

Eine Woche verging Martha unter eifrigen Zurüstungen und Vorbereitungen. Das neue dunkelblaue Kleid mit den maisgelben Schleifen stand ihr vortrefflich; dazu war ein altes Seidenkleid ihrer verstorbenen Mutter neu aufgearbeitet worden; das genügte. Ein Hauch der Jugend und Anmuth, ein eigenartiger Liebreiz lag über Martha ausgegossen; sie war in jedem Kleide, auch im einfachsten, eine durch ihre Lieblichkeit auffallende Erscheinung.

Endlich erschien der ersehnte Tag; Martha's Koffer war gepackt. Otto hatte ihr zum Abschied ein halbes Dutzend feiner Handschuhe geschenkt; er und der Doktor geleiteten sie zum Bahnhof. Der Abschied von ihrem Verlobten fiel ihr gar nicht schwer. Mit einem glückstrahlenden Gesicht stieg sie in den Wagen. Gleich darauf rollte der Zug aus dem Nordbahnhofe.

„So eine Vergnügungsreise ist doch herrlich," sagte sich Martha. Sie war noch so wenig fortgekommen, Reisen hatte sie fast noch nie unternommen. Ein einziges Mal war sie mit dem kränkelnden stillen Bruder auf ein paar Wochen in Ahlbeck gewesen, dem langweiligen kleinen Ostseebade, in dem sich beinahe nur Kinder und Frauen aufhielten. Und ihr Bruder Emil war gerade damals recht leidend gewesen, darum hatte sie in dem Bade sehr zurückgezogen gelebt; die kargen Mittel erlaubten auch keine große Aufwendung. Sie aßen in ihrer Wohnung, um es etwas billiger zu haben; und endlich war Martha froh, als sie wieder in der Hauptstadt angelangt waren. Ihr Bruder war ja ein herzensguter Mensch und liebte seine Schwester zärtlich; aber er war doch immer eine Art Mentor für sie, der es für seine Pflicht hielt, sie stets zu belehren und häufig zu ermahnen. Das war nun bei dieser Reise ganz anders; sie war allein und frei und flatterte wie ein Vöglein, das dem Käfig entronnen ist, in die herrliche Welt hinaus. Der helle Sonnenschein eines späten Oktobertages lag über den Fluren, und der Zug glitt so leise durch die Landschaft, an den Dörfern und Wäldern vorüber. Ueber den Meeresarm, der Rügen und Pommern trennt, ging es auf der Dampffähre, und nun war bald das Ziel erreicht, viel zu schnell für Martha, der die Reise wie ein holder Traum erschien.

War es wirklich ein Traum? Sie lächelte. Würde sie plötzlich wieder aus demselben erwachen und sich in ihrer engen Wohnung wiederfinden, in sorglicher Berathung mit dem Dienstmädchen über die Frage: „Was wollen wir heute zu Mittag essen?" Würden die Ortschaften, an denen sie vorüberglitt, die Wälder und Gärten mit den bunten Farben, die ihnen die Nachtfröste verliehen, würde das Alles wieder verschwinden?

Leise strich sie mit der Hand über die weichen Falten ihres Reisekleides und sah nach der Hutschachtel, die auf dem leergebliebenen Platze ihr gegenüber stand. Nein, es war diesmal keine Täuschung. Sie fuhr zu Lust und Spiel und Tanz — o wie herrlich war das! Noch eine Viertelstunde, und Station Bergen war erreicht. Gewiß würde ein Bedienter sie erwarten, oder gar der junge Herr Alexander v. Bagewitz selbst sie abholen.

Richtig! Da wartete er schon auf dem Bahnsteige — er war es, es konnte kein Anderer sein. Suchend flog sein Auge umher, bis es auf dem ihrigen haften blieb. Mit einem Lächeln und einer artigen Verbeugung stand er vor ihr, eine prächtige, männliche Erscheinung.

(Fortsetzung folgt.)

Die Begegnung König Wilhelm's I. von Preußen mit Napoleon III. im Schlößchen Bellevue bei Sedan.

(Mit Bild auf Seite 265.)

Unermeßlichen Jubel in ganz Deutschland entfesselte vor fünfundzwanzig Jahren die berühmte Depesche König Wilhelm's I. an seine Gemahlin, welche ihr die Gefangennahme Napoleon's III. mit seiner ganzen Armee mittheilte und folgenden Wortlaut hatte: „Vor Sedan, 2. September ½ 2 Uhr Nachmittags. Die Kapitulation, wodurch die ganze Armee in Sedan kriegsgefangen, ist soeben mit dem General Wimpffen geschlossen, der an Stelle des verwundeten Marschalls Mac Mahon das Kommando führte. Der Kaiser hat nur sich selbst mir ergeben, da er das Kommando nicht führt und Alles der Regentschaft in Paris überläßt. Seinen Aufenthaltsort werde ich bestimmen, nachdem ich ihn gesprochen habe in einem Rendezvous, das sofort stattfindet. Welch' eine Wendung durch Gottes Fügung!" — Unser Bild auf S. 265 stellt jene Zusammenkunft des Königs mit dem gefangenen Kaiser im Schlößchen Bellevue bei Sedan dar, wobei auch der Kronprinz zugegen war, dem sich die Prinzen Karl und Albrecht von Preußen und einige andere Fürstlichkeiten angeschlossen hatten. Der König ging mit dem Kaiser in den Mittelsalon des Schlößchens, und dort sprachen sie eine Viertelstunde lang allein miteinander, während der Kronprinz in einem davor gelegenen Glassalon zurückblieb. Dann rief der König auch ihn herein, und zuletzt verabschiedete sich noch Napoleon in tiefster Bewegung von Beiden. Am Morgen des 3. verließ er Bellevue, um sich über Belgien nach dem ihm angewiesenen Schlosse Wilhelmshöhe bei Kassel zu begeben.

Der Obersee.

(Mit Bild auf Seite 268.)

Viele Reisende befahren den Königssee, diesen Glanzpunkt des an Naturschönheiten so überreichen Berchtesgadener Landes, nur bis St. Bartholomä; Niemand aber sollte versäumen, bis zum Obersee weiter zu fahren. Dieses verhältnißmäßig kleine, aber von ungeheuren Felswänden umschlossene Wasserbecken, übertrifft in seiner gewaltigen Stille und Erhabenheit den Königssee noch. Bei der Saletalpe steigt man aus, überschreitet die zehn Minuten breite Landenge, und nun hat man das Bild vor sich, das unsere Leser auf S. 268 dargestellt finden. Links steigt schroff und steil die Kanner- und Landthalwand auf, rechts dunkel bewaldet die Walchhüttenwand, im Hintergrunde die Röthswand, von der 600 Meter hoch der schöne Röthbachfall herabrauscht. Darüber sieht man den massigen Laubsattel und weißgrau und schneedurchfurcht die beiden Teufelshörner.

Der Hyänenhund.

(Mit Bild auf Seite 269.)

Der in Afrika lebende Hyänenhund hat die Größe eines schmächtigen Wolfes, einen schlanken, geschmeidigen Körperbau und ist ungemein kräftig, klug und jagdlustig. Weiß, Schwarz und Ockergelb bilden die Grundfarben des Felles, aber wie bei unserem Haushunde gibt es auch bei diesen seinen wilden Verwandten nicht zwei, die einander in der Zeichnung völlig gleichen. Die Hyänenhunde, welche man sowohl im Kaplande, wie in Ost- und Westafrika und in Abessinien zahlreich findet, jagen alles Wild, dessen sie Herr werden können, in Meuten bis zu 60 Stück. Jagen sie beispielsweise ein Zebra, so geschieht das in wohlberechneter Ordnung. Sind die Vordersten ermattet, so nehmen die Hinteren, welche durch Ab-

schneiden der Bogen ihre Kräfte mehr geschont haben, die Spitze, und auf diese Weise lösen sie einander ab, bis das Zebra endlich ermattet im Laufe inne hält. Noch sucht es sich zu wehren; von den Schlägen seiner Hufe getroffen, sinkt auch wirklich einer oder der andere der blutgierigen Angreifer hin, aber nach wenigen Sekunden bereits ist es einem der älteren und erfahreneren Hyänenhunde gelungen, das Zebra am Halse zu packen, und im nächsten Augenblick ist es niedergerissen (siehe unser Bild auf S. 269).

Bei den drei Gleichen.

Erzählung von **Ernst Schubert.**

(Nachdruck verboten.)

Der Herr Schlüsselmajor — diesen Titel führte der ehemalige Sergeant Knebel als Hüter des altersgrauen Festungsthores — befand sich in ungnädigster Laune. Seit undenklichen Zeiten hatte er in seinem Verließ keinen Gefangenen mehr beherbergt, keinen Verdruß mehr gehabt mit den leichtsinnigen Lieutenants, die er für ein paar Wochen oder Monate in Verwahr nehmen mußte, und die sich die Zeit damit vertrieben, daß sie ihn, den gestrengen Schlüsselmajor, und seine theure Ehehälfte ärgerten. Wie ein häßlicher Traum lag das Alles hinter ihm, und nun kam plötzlich der Befehl, sofort das beste Gelaß für einen Insassen herzurichten.

Du lieber Himmel, auch das beste Zimmer in der „Villa Knebel" glich eher einer Räuberhöhle, als einer menschlichen Behausung. Denn die lustigen Vögel, die hier wegen Duells, Schuldenmachens oder sonstiger dummer Streiche eingesperrt worden waren, hatten die Kalkwände mit den schändlichsten Zerrbildern und Spottversen beschmiert, — Scheußlichkeiten, die der Herr Major mit dickem Maurerpinsel überweißte oder manchmal auch im hellen Aerger mit seinem mächtigen Thorschlüssel von der Wand herunterklopfte. Andere Kostgänger wiederum hatten Anstoß an den Lücken im Kalkbewurf genommen und sie mit Papier- und Tapetenfetzen überklebt, kurzum, das „beste" Zimmer der Villa Knebel sah einer zerlumpten und schmierigen Harlekinjacke verzweifelt ähnlich. Eine Reparatur wäre längst nöthig gewesen, aber da seit Jahren kein Festungsgefangener mehr in das kleine Nest eingeliefert wurde, war die Sache in Vergessenheit gerathen.



Der Obersee. (S. 267)

Mit einem Male wurde nun das alte Paar aus seiner Ruhe aufgeschreckt, hatte Hals über Kopf die nothdürftige Säuberung zu bewerkstelligen und ließ es dabei natürlich an entsprechenden Segenswünschen für den Störenfried nicht fehlen. Als er einrückte, entpuppte er sich gar als einen ganz gewöhnlichen Civilisten — na, der sollte es gut haben! Verdrießlich saßen am Spätabend die beiden Alten in ihrer sonst so gemüthlichen Klause und lauschten auf die Schritte des rastlos über ihren Köpfen auf- und abwandernden Gefangenen. „Wie ein Tiger im Käfig!" grollte Vater Knebel. „Wahrhaftig, jetzt fängt er auch zu brüllen an!"

„Ne, Alter," beschwichtigte ihn die wackere Rieke, „er lacht wohl blos!"

„Lachen? Was ist hier zu lachen?! Das kommt mir sehr verdächtig vor. Na, warte 'mal ..." Schwerfällig erhob sich der Schlüsselmajor aus seinem Lehnstuhl, schlich, so leise er



Hyänenhunde, ein Zebra zerreißend. (S. 267)

konnte, zur Hinterpforte hinaus und erklomm den Wall, von wo aus er die Zelle überblicken konnte. Was er sah, versetzte ihn in helle Aufregung.

„Frau,“ raunte er, in die Stube zurückgekehrt, seinem Weibe zu, „dies ist der Schlimmste, den wir je gehabt haben. Mit der Lampe leuchtet er an der Wand 'rum, fuchtelt mit der anderen Hand in der Luft umher und hält dazu Reden. Der ist entweder verrückt oder er sucht nach einer Stelle, wo er ausbrechen kann, und dann ist er erst recht verrückt, denn durch bombensichere Mauern — horch, da lacht er wieder! Na, wenn ich ihm morgen früh den Kaffee bringe, dann halte Dich nur hinter mir, daß Du ihm gleich mit dem Besen über den Kopf fahren kannst, wenn er mich etwa über den Haufen rennen und entwischen will. . . .“

Auf das Schlimmste gefaßt, traten am anderen Morgen die Alten den schweren Gang an, aber die Ueberraschung, die ihrer wartete, war eine andere, als sie befürchtet hatten.

„Guten Morgen, Herr Major!“ erwiderte höflich der Gefangene den brummigen Gruß Knebel's, „vielen Dank, Herr Major!“

Beinahe hätte der Graubart das Kaffeegeschirr fallen lassen, aber ein verklärtes Lächeln glitt über sein Antlitz, indem der Andere fortfuhr: „Ich bitte Sie, Herr Major, doch die Frau Majorin um einige Besorgungen in der Stadt zu ersuchen. Am liebsten würde ich die Frau Majorin selbst sprechen, und wenn es erlaubt ist . . .“

Weiter kam der Gefangene nicht, denn wie ein Kreisel drehte sich Mutter Knebel zur Thür herein: „Was belieben der Herr Assessor? Womit kann ich dem Herrn Assessor dienen?“

Wie ein Oelgötze stand Vater Knebel da. Dieser Fremde, den er für verrückt gehalten hatte, war ja ein außerordentlich vernünftiger Mensch, der vernünftigste von allen, die je unfreiwillig auf dem Festungsthore gewohnt, denn den rechten Respekt, den der Schlüsselmajor allen anderen Pflegebefohlenen vergebens einzuimpfen gesucht, den hatte er ganz von selber gefunden und obendrein das durch trübe Erfahrungen verbitterte Herz Riekens im Sturm erobert.

Zum Glück wußten die guten Alten nicht, daß auch hinter dem ehrbaren Antlitz des Assessors Erich Koschwitz, der wegen Zweikampfs mit harmlosem Ausgange die üblichen drei Monate abzubrummen hatte, der Schalk sich barg. Indem er am Abend zuvor gelangweilt auf- und abgeschritten war, hatte er sich an das Studium des wunderlichen Wandschmucks gemacht und dabei in einer Höhe, wohin der Späherblick des etwas kurz gewachsenen Schlüsselmajors nicht gereicht hatte, das schöne Verschen entdeckt:

„Soll Dir behagen dieses Thor,
Laß ungekränkt den Schließmajor,
Und seinem Weib, der eitlen Thörin,
Ihr schmeichle mit der Frau Majörin!“

Nach diesem Rezept zu handeln, hatte Koschwitz sofort beschlossen, und wie gut er daran that, das sollte er drei Monate lang erfahren. Schlüsselmajors überboten sich an Aufmerksamkeit, und als es im Spätherbst den Gefangenen innerhalb der alten Thormauern zu frösteln begann, der alte Kachelofen aber gewaltig zu qualmen anhub, da sorgte Vater Knebel für schleunige Beschaffung eines eisernen Ofens, den der Insasse nach Belieben versorgen konnte. Durch das Abreißen des alten Ungethüms war allerdings die Zelle nicht verschönert worden, aber Koschwitz erhielt dadurch doch Gelegenheit zur Erweiterung seines Wandstudiums, dem er manchen heiteren Augenblick verdankte. Eines Tages machte er indessen eine Entdeckung, die über den Spaß hinauszugehen schien.

Auf einem geblümten Tapetenfetzen, an der Stelle der Wand, wo der alte Ofen gestanden hatte, gewahrte er eine krause, kritzliche Schrift: altgriechisch, den Buchstaben nach, jedoch, wie er allmählig herausfand, deutsch nach dem Inhalte. Die merkwürdige Aufzeichnung hob an:

Γρουσσ δημ νευεν γαστε διεσερ κλαυσε ειν σχλιμμερ φρεφλερ βιστ δου νιχτ δενν σονστ θρώντεστ δου νιχτ ιμ βεστεν γεμαχε διεσερ φεστε ουνδ ζου δην γεβιλδετεν ζαελστ δου δενν σονστ φερσταενδεστ δου διεσε ζειχεν νιχτ. Αλσο φερνιμμ ουνβεκαννтερ . . .

Nachdem Koschwitz das Geheimniß der Schrift erkannt hatte, fiel es ihm leicht, sie zu lesen, soweit sie eben erhalten war, und er trug sie unter Hinzufügung der Interpunktion in sein Notizbuch ein: „Gruß dem neuen Gaste dieser Klause! Ein schlimmer Frevler bist Du nicht, denn sonst throntest Du nicht im besten Gemache dieser Veste; und zu den Gebildeten zählst Du, denn sonst verständest Du diese Zeichen nicht. Also vernimm, Unbekannter . . .“

Leider war die Schrift nicht völlig erhalten; es fehlte manches Stück aus dem Tapetenfetzen, und manches Wort war durch Stockflecke unlesbar geworden, aber es gelang dem jungen Manne doch, Folgendes zu entziffern:

„Meine Tage sind gezählt . . . Einen Possen spiele ich ihnen, die mich zu lebenslänglicher Festung verurtheilt haben . . . Sie können mich nicht halten . . . nur wenige Tage, und ich bin frei . . . Doch zurück muß ich lassen, was ich mit schwerem Opfer errungen . . . Dir, Unbekannter, soll es gehören. Dort, wo der Weg zur Burgruine sich abzweigt, hab' ich's vergraben. Am Saume des Waldes halte Dich, und wo über dem Gestrüpp die mächtigen drei Eichen emporragen, die ‚Drei Gleichen‘ genannt, dort ist der Platz. Ziehe zwischen ihnen die gerade Linie, und fälle die mittlere . . . Nimm den Schatz und gebrauche ihn, wie Du magst . . . Ich kann mich nicht weiden an meiner Rache und weide mich doch an ihr, denn sie ist geglückt. Zertreten, vernichtet das Glück, um das ich betrogen worden, und mag er sich wehren gegen die Verstrickung, ich ziehe ihn doch mit hinab.“

Hier brach die merkwürdige Handschrift ab, die Koschwitz kopfschüttelnd betrachtete. Handelte es sich auch hier, wie bei den anderen Kritzeleien, um einen Spaß, oder gab es wirklich ein Geheimniß zu enthüllen? Behutsam löste er den Tapetenfetzen von der Wand, barg ihn in seinem Taschenbuche und forschte bei erster Gelegenheit mit aller Vorsicht seinen gutmüthigen Kerkermeister aus. Von ihm erfuhr er, daß einmal die endlose Reihe der Lieutenants, die hier ihre losen Streiche zu verbüßen hatten, durch einen Staatsverbrecher unterbrochen worden war, der auf dem Transport nach der Citadelle einer großen Festung erkrankt war und hier ein vorläufiges Unterkommen finden mußte. Er kam jedoch nicht weiter, seine Krankheit verschlimmerte sich, und eines Morgens fand man ihn todt. Auf der Begräbnißstätte der Militärsträflinge, hinter dem Wallgraben, wurde er still beigesetzt. Näheres über den Mann wußte der Schlüsselmajor nicht anzugeben, aber da er das Interesse seines Pfleglings bemerkte, schleppte er sein altes Thorjournal herbei und fand richtig in dem verstaubten Folianten den Vermerk: „17. August 18**, Festungsgefangener Teuber, auf dem Transport nach M. erkrankt, Zelle 1, gest. 4. September.“

Also zwölf Jahre waren seitdem verstrichen, und wie sollte es sich noch ermitteln lassen, ob die Inschrift wirklich von jenem Staatsverbrecher herrührte? Und selbst wenn dies der Fall war, was war damit für die Lösung des Räthsels gewonnen? In der Aufzeichnung fehlte jegliche Ortsangabe, und wo im weiten Deutschland waren die „Drei Gleichen“ zu suchen? Der Name deutete zwar nach Thüringen, wo es wohl eine Baumgruppe geben mochte, die der Volksmund nach den berühmten Burgen getauft hatte, aber wie ließ sich hierüber Sicheres feststellen, und zwar unauffällig, denn wenn Koschwitz von seiner Entdeckung Anzeige machte, und die Sache erwies sich als ein schlechter Scherz, so verfiel er der Lächerlichkeit, und eben erst hatte er für sein Duell eine tüchtige Nase erhalten. —

Indessen versäumte er, in die Residenz zurückgekehrt, nicht, unter der Hand Erkundigungen einzuziehen, und durch seinen Oheim, einen Geheimen Rechnungsrath im Kriegsministerium, erfuhr er, daß thatsächlich vor zwölf Jahren die königliche Behörde zu M. durch einen gewissen Teuber um eine bedeutende Summe bestohlen worden sei. Der Dieb sei zwar auf der Flucht ergriffen, das Geld jedoch bei ihm nicht vorgefunden worden. Bald nach seiner Verurtheilung sei er gestorben und von seinem Raub niemals wieder etwas zum Vorschein gekommen.

Koschwitz begann nun von seiner Entdeckung dem Oheim zu erzählen, aber ängstlich wehrte der alte Herr ab: „Um Himmelswillen, laß die Geschichte ruhen! Wir haben damals Anzeigen von allen Ecken und Kanten bekommen und den halben Staat umgegraben, aber nichts gefunden. Ich möchte die Heidenarbeit, den Aerger und Verdruß nicht noch einmal haben! Sei überzeugt, es ist ein Lieutenantsschwank! Die Sache machte damals ungeheures Aufsehen, und dies brachte irgend einen losen Vogel auf den Gedanken der Mystifikation. Wie würde er sich ins Fäustchen lachen, wenn ihm nach so langer Zeit der Spaß noch glückte.“ — —

2.

Jahre waren vergangen und der Vorfall dem Gedächtniß des jungen Juristen längst entschwunden. Zum Kreisrichter aufgerückt, war Erich Koschwitz nach dem Städtchen Saalhausen versetzt worden, das, einst ein unbedeutender Flecken, nach Entdeckung der Soolquellen zu einem blühenden Orte sich entwickelt hatte. Gleich in den ersten Tagen nach seiner Uebersiedelung hatte er ein hübsches kleines Abenteuer. Einem jungen Mädchen, das vor ihm einherschritt, entfiel ein Päckchen, das er eilends der Verliererin wieder zustellte.

Ein anziehendes Gemisch von Bestürzung und Freude malte sich in dem feinen Gesichtchen. „Wie danke ich Ihnen!“ stammelte die Dame erröthend; „der Verlust wäre für mich sehr betrübend gewesen!“

Leider stand mit diesen freundlichen Worten das spätere Benehmen der Unbekannten nicht in Einklang. Erich begegnete ihr öfters und verfehlte nie, den Hut zu ziehen, aber der Gegengruß war sehr zurückhaltend, ja, der alte Herr, den er bisweilen in ihrer Begleitung traf, warf ihm mißtrauische, wenn nicht gar feindselige Blicke zu. Gewiß hätte Erich darauf verzichtet, sich den Beiden aufzudrängen, wenn die junge Dame nicht gar so hübsch gewesen wäre, und es ihm nicht manchmal doch geschienen hätte, als wenn bei seinem Anblick ihr Auge freudig aufleuchtete.

Bald konnte er sich nicht mehr verhehlen, daß in seinem Herzen eine Neigung für die Unbekannte groß wuchs, und mit doppelter Freude gewahrte er, wie allmählig auch der Gruß des alten Herrn freundlicher wurde.

Er nahm sich vor, sich dem Paare in aller Form vorzustellen, und der Zufall kam ihm zur Hilfe. Eines Abends beim Spaziergange von einem Regenschauer überfallen, flüchtete er in den kleinen Aussichtspavillon auf der Berghöhe, wo er seine Bekannten bereits vorfand. Nun waren die Förmlichkeiten schnell erledigt, und bei der Unterhaltung erkannte Koschwitz in dem ehemaligen Rendanten Hellming einen hochgebil-

deten Mann, der im Gespräche ordentlich aufthaute.

Fortan machte Erich seinen Spaziergang häufig in Gesellschaft der Beiden, und er fühlte sich glücklich über die wachsende Vertraulichkeit. Da traf ihn eine niederschmetternde Kunde. Er erfuhr, daß Hellming seiner Zeit ohne Pension entlassen war, weil man ihm die Mitschuld an einem Kassendiebstahl zuschrieb. Beweise dafür waren zwar nicht erlangt worden, aber der Makel haftete doch an ihm. Die Tochter eines Betrügers, das sah Erich wohl ein, konnte er als Staatsbeamter nicht heimführen, und so blieb ihm nur die Wahl, seinem Amte oder seiner Liebe zu entsagen.

In trübes Sinnen verloren, schritt er eines Sonntags früh dem Walde zu. Fröhlicher Kinderlärm drang an sein Ohr, und er vernahm eine helle Stimme: „Kommt, wir pflücken Blumen, und bei den ‚Drei Gleichen' winden wir Kränze daraus!"

Da waren die Worte wieder, die ihn einstmals so geheimnißvoll angezogen hatten! Lebhaft stand vor seinen Augen wieder das alte Festungsthor, der würdige Schlüsselmajor und die Zelle mit dem zerbröckelten Wandbewurf. Er folgte der Kinderschaar und sah, wie sie nach einer Weile des Hin- und Herhüpfens gemeinsam dem Waldsaum zuschritten, auf dem Moose sich niederließen und eifrig das Kranzbinden begannen.

Wo aber waren die „Drei Gleichen"? Erich erblickte wohl zwei mächtige, knorrige Eichen, in deren Schatten die Kinder ruhten, aber die dritte fehlte. Er schritt zu den Kleinen heran und fragte: „Warum heißt dieser Platz die ‚Drei Gleichen'?"

„Das wissen wir nicht," erwiderte ein munteres Ding, „er heißt einmal so. Aber kann nicht dort in der Erdmulde, in die wir unsere Kränze legen, eine dritte Eiche gestanden haben?"

Erich mußte zustimmen. So konnte es gewesen sein, und das ließ sich gewiß leicht feststellen. Er wendete sich zum Rückwege und sah bald die Geliebte mit ihrem Vater daherkommen. Ein heiteres Gespräch zu führen, wollte ihm nicht glücken, und als Hellming meinte, ihn beschäftige wohl eine besondere Gedankenarbeit, gestand Koschwitz: „Ja, eine ganz merkwürdige Geschichte" — und er begann zu erzählen.

Indem er eifrig die halb vergessenen Erinnerungen wieder hervorsuchte, bemerkte er nicht, welche gewaltige Veränderung in Haltung und Miene des alten Mannes vorging. Das Antlitz Hellming's bedeckte sich mit fliegender Röthe, die schnell einer fahlen Blässe wich; er athmete schwer, und nur mühsam konnte er mit den beiden Andern Schritt halten. Endlich gewahrte die Tochter seine Erregung, und angstvoll ihn umfassend, rief sie: „Vater, was ist Dir?"

Auch Erich griff zu und geleitete den Alten zu einer Ruhebank. Hellming erholte sich und erklärte dem jungen Manne: „Ihre Geschichte geht mich mehr an, als Sie ahnen, und meine Tochter Mathilde weiß. Ehe ich Weiteres sage, muß ich erst genau jene Inschrift kennen, die..."

„Vielleicht habe ich das Stück Tapete noch," unterbrach ihn Koschwitz, „aber selbst wenn es verloren sein sollte, die Abschrift ist sicher bewahrt."

In Erich's Wohnung fanden sich beide Dinge vor, und den Tapetenfetzen mit trüben Blicken betrachtend, sagte Hellming: „Ja, das ist sein Bekenntniß! Des Spasses halber übten wir auf der Schulbank uns im Schreiben mit griechischen Lettern, und hatten unser Vergnügen daran, wenn die Kameraden, die im Griechischen nicht mitthaten, das Geheimniß unserer Zettel nicht enträthseln konnten. Auch im späteren Leben haben wir solche Briefe oft gewechselt, damals, als ich ihn noch für meinen Freund hielt. Aber im Geheimen war er mein Todfeind, denn das Mädchen, dessen Liebe ich gewann, hatte er selber begehrt, wie ich erst später erfuhr, und er schwur uns Vernichtung. Der höllische Plan glückte ihm. In heuchlerischer Freundschaft verkehrte er in unserem Hause, und als ich nach der Festung M. versetzt wurde, wo der Neubau großer Vertheidigungswerke begonnen hatte, besuchte er uns. Es war gerade wieder eine bedeutende Summe für die Fortifikationskasse eingetroffen; lachend ließ ich, der Rendant, ihn den Schatz in knisternden Scheinen und blinkendem Golde überblicken und zeigte ihm auch, wie Niemand in den eisernen Geldschrank eindringen könne, der nicht das Stellwort für den Verschluß wisse; zur Feier seiner Ankunft aber stellte ich den Verschluß auf seinen Namen: Teuber. Dies Alles hab' ich damals vor Gericht wahrheitsgetreu ausgesagt, er aber setzte seiner Ruchlosigkeit die Krone auf, indem er behauptete, ich hätte ihn zu dem Einbruch angestiftet, und den geraubten Schatz, der wie verschwunden war, hielte ich versteckt. Sie haben nicht ihm geglaubt, sondern mir, und ich wurde freigesprochen, aber doch wegen der Leichtfertigkeit, mit welcher ich Staatseigenthum diebischen Händen überliefert hatte, ohne Pension entlassen, und in den Augen der Welt bin ich ein Kassendieb."

Mit wachsender Spannung hatte der Kreisrichter dem Alten zugehört. In seinen Augen war der Mann aller Schuld ledig, aber sein juristisches Gewissen regte sich doch, indem er sagte: „Leider fehlt uns noch die Hauptsache, der Nachweis des versteckten Schatzes. Bei den ‚Drei Gleichen' haben wir zu suchen, aber wo sind sie zu finden? Hier beispielsweise sind nur zwei vorhanden."

„Ja, ein unsicherer Fingerzeig!" seufzte Hellming. „Aber einst standen auch hier ihrer drei, bis die eine vom Blitz zersplittert und ausgegraben wurde... Wie heißt es doch in dem Bekenntniß: ‚Wo über dem Gestrüpp die mächtigen drei Eichen emporragen, dort ist der Platz. Ziehe zwischen ihnen die gerade Linie und fälle die mittlere...'"

„Aber sie ist ja gefällt," unterbrach ihn Koschwitz, „und nach der tiefen Mulde zu schließen, mit allen Wurzeln ausgegraben. Wenn darunter der Schatz verborgen lag, ist er längst gehoben."

Hellming entgegnete: „Wahrscheinlich ist es doch, daß er bei seiner Flucht in Nacht und Nebel den Weg hier herüber nahm, daß er, die Verfolger auf seiner Spur wissend, die schwere Kassette, die ihn verrathen mußte, vergrub. Und jetzt fällt mir's wieder ein: als wir ihn längst außer Landes glaubten, da wurde er hier ergriffen, hier in dieser Gegend."

Der Kreisrichter wollte dem alten Manne die frisch erblühte Hoffnung nicht zerstören und versprach, sofort an die Behörden zu berichten. Allein gelassen, durchlas er wieder und wieder den alten Tapetenfetzen, verglich damit die Abschrift und grübelte, wie wohl die Lücken der Aufzeichnung zu ergänzen seien. Nein, für den Ort, wo der Schatz vergraben war, ergab sich kein sicherer Anhalt, aber alle Anzeichen trafen gerade für diese Stadt und diesen Wald zu, hinter dem auch Reste einer alten Burg aufragten. Die „Drei Gleichen" waren ebenfalls gefunden, aber nun kam das Räthsel: „Ziehe zwischen ihnen die gerade Linie und fälle die mittlere..." Die mittlere Eiche aber war längst gefällt, und wenn unter ihr wirklich der Schatz vergraben worden war, so hatten unredliche Finder ihn erbeutet.

Erich zeichnete sich nach dem Gedächtniß eine Art Plan. Hier der Weg zur Burgruine, dort der Waldessaum und davor die „Drei Gleichen", wie sie einst, gleichsam die Spitzen eines unregelmäßigen Dreiecks bildend, gestanden haben mußten. Wie er so die Zeichnung betrachtete, kam ihm mit einem Male, mit einer jener plötzlichen Eingebungen, die oft mehr fördern, als die scharfsinnigste Klügelei, die Erleuchtung. Mit ein paar Strichen zog er die geraden Linien und fällte — — ja, wenn hier überhaupt das Räthsel gelöst werden konnte, so war das Geheimniß enthüllt.

In aller Frühe des andern Morgens machte sich Erich, von einigen sicheren Leuten begleitet, auf den Weg zu den „Drei Gleichen". Auch den alten Hausdiener, der einmal einem Feldmesser Handlangerdienste geleistet, hatte er zum Mitgehen aufgefordert und ihm befohlen, eine Meßkette mitzunehmen.

An Ort und Stelle angelangt, beschied er den Alten: „Hier, wo ich meinen Stock in den Rasen spieße, steht die dritte der ‚Drei Gleichen'. Jetzt ziehen Sie 'mal mit der Meßkette — mit der Leine, mein' ich — die Verbindungslinien zwischen den Dreien, und nun fällen Sie die mittlere, die mittlere Diagonale. So, genau hier am Treffpunkte der Querlinien wollen wir nachgraben!"

Nur wenige Minuten hatten die Leute gegraben, da erknirschten die Spaten, und nach einigen weiteren Augenblicken kam ein arg verrosteter, doch noch fest verschlossener Eisenkasten zum Vorschein. Wieder zur Stadt gelangt, ließ Koschwitz den Kasten unter Gerichtssiegel legen und berichtete über den Fund ausführlich nach der Hauptstadt. Nach ein paar Tagen traf eine Kommission ein, an ihrer Spitze zur Freude des Kreisrichters der Onkel Geheimrath. Die Herren fanden alles in der schönsten Ordnung: waren auch die Kassenscheine vergilbt und in einander gefilzt, es fehlte nicht das Geringste an dem Schatz, den der Dieb in fliegender Angst vor den Verfolgern verborgen hatte. Als er sich wieder vorwagte, seinen Raub in Sicherheit zu bringen, wurde er ergriffen, und seiner Bosheit blieb nur der Triumph, daß er den Versteck verschwieg und den verrathenen Freund in seine Schande verstrickte.

— — — — — — — — —

Der arme Hellming befand sich wieder in arg bedrückter Stimmung. Der Kreisrichter ließ nichts von sich hören und hatte in den letzten Tagen offenbar ihn und seine Tochter gemieden. Vom Fenster, wo sie das Werk der fleißigen Hände förderte, warf das junge Mädchen bekümmerte Blicke nach dem dumpf dahinbrütenden Vater, da fuhr sie zusammen und eilte zur Thür, die sie hastig aufriß. Doch erschrocken fuhr sie zurück, denn neben Koschwitz trat noch ein Fremder, ein alter Herr, ein.

Mit artigem Gruße schritt dieser auf Hellming zu: „Herr Rendant, von Herzen beglückwünsche ich Sie..."

Hellming fuhr empor und rang nach Athem: „Wär's möglich? Hat sich der Raub gefunden?! Bin ich wieder ein ehrlicher Mensch vor den Leuten! Ist meine Tochter nicht mehr das Kind eines Betrügers?"

„Ja," erwiderte Erich, „wir haben den Schatz, es fehlt nicht ein Heller daran."

Dem alten Mann flossen die Freudenthränen über das hagere Gesicht, und indem er seiner Tochter liebkosend den Scheitel streichelte, sagte er zu ihr: „Mathilde, danke Du ihm, der mein Erretter, mein Erlöser geworden ist — ich finde die rechten Worte nicht."

Schüchtern trat sie auf Erich zu, unbegrenzte Dankbarkeit leuchtete aus ihren Augen, doch vermochte sie nur zu stammeln: „Herr Kreisrichter, ich..."

Er breitete die Arme aus: „Mathilde!" — Da warf sie mit einem Schrei des Jubels sich an seine Brust.

Wir haben unserer Erzählung nur noch hinzuzufügen, daß der Prozeß Hellming's wieder

aufgenommen wurde, und daß nunmehr seine Freisprechung in allen Ehren erfolgte. Die ihm vorenthaltene Pension erhielt er wieder, und die Rückstände von siebzehn Jahren wurden ihm mit Zinsen ausgezahlt.

„Siehst Du," sagte Erich scherzend zu seinem jungen Weibchen, „jetzt hab' ich sogar eine reiche Frau bekommen."

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Warum ist das Meerwasser gesalzen? — Diese Frage ist zuweilen Gegenstand sonderbarer Auslegungen gewesen, und doch, so meint Dr. Mattieu Williams, ein englischer Chemiker, müsse uns ein wenig Nachdenken überzeugen, daß es ein Wunder wäre, wenn die Gewässer des Ozeans anders als gesalzen wären.

Moderne Forschungen haben dargethan, daß Meerwasser beinahe jedes chemische Element enthält, welches die Erde aufweist, nur daß diese Elemente daselbst so ziemlich im Verhältniß zur Lösbarkeit derselben stehen. So wird Gold und Silber nebst den meisten übrigen schweren Metallen im Meerwasser gefunden, selbstverständlich nur in minimaler Quantität.

Nun darf man nicht vergessen, daß der Ozean das Sammelbecken alles Wassers der angrenzenden Kontinente ist, welches als Regenwasser von den Gehängen herabfließt und schließlich in Form von Flüssen und Strömen dem Meere zueilt, oder aber durch den Boden sickert und in Erdspalten sich verliert, um schließlich als Quellen oder unterirdische Wasserläufe wieder an die Oberfläche zu treten. In einem jeden dieser Fälle übt das Wasser eine auflösende Wirkung und führt alle lösbaren Stoffe, denen es begegnet, mit sich. Dieses fortwährende Anwachsen aufgelöster mineralischer Salze ist vor sich gegangen, so lange die Oberfläche unserer Erde aus Land und Wasser bestanden hat. Und daß diese Ansicht die richtige ist, findet in der Untersuchung anderer kontinentaler Wasserbecken, die gleich dem Ozean Wasserläufe aufnehmen, deren Entleerung aber einzig und allein in deren Verdunstung besteht, seine volle Bestätigung. Alle solche sind mehr oder weniger gesalzen, und zwar einige derselben in höherem Grade, als der Ozean selbst. So sind auch der Aral- und der Kaspische See Sammelbecken ohne andere Abnahme als die Verdunstung und daher salzhaltig. Ferner ist das Todte Meer, welches an einem Ende den Jordan, sowie am anderen und an den Seiten eine Menge kleinerer Wasserläufe aufnimmt, wegen seines äußerst hohen Salzgehaltes allgemein bekannt.

Die Totalbodenfläche, welche sich in die Ozeane entwässert, beträgt etwa ein Viertel von der Ausdehnung der letzteren, während das Todte Meer die Entwässerung und die löslichen Bestandtheile eines Areals empfängt, welches sein eigenes um das Zwanzigfache übersteigt und auf diese Weise das Zutreffen der aufgestellten Theorie auf's Beste bestätigt, indem sein Salzgehalt selbst jenen des Großen Ozeans weit übertrifft!

Unserem Gewährsmann nach muß der Salzgehalt des Ozeans sich ständig, wenn auch sehr langsam, vermehren und hierdurch eine allmälige, dementsprechende Anpassung seiner Bewohner, sowohl des Thier- als des Pflanzenreichs bewirken. Das Studium dieser Frage und die Wirkung des wachsenden Salzgehalts vergangener Weltalter auf die allmäligen Veränderungen im organischen Leben, wie sich solche in den Fossilien bekunden, sind seines Erachtens einer größeren Beachtung werth, als solchen bislang von den Forschern zugewandt worden ist. [V. F.]

Ein Witzwort Napoleon's. — Im Jahre 1803 war große Tafel beim Könige von Sachsen. „Ich habe," äußerte die Gemahlin desselben gegen Napoleon, „doch viele Bildnisse von Eurer Majestät gesehen, aber keines ist vollkommen ähnlich."

„Ja, das ist kein Wunder," antwortete Napoleon rasch, „man malt mich eben stets zu schwarz." [—dn—]

Humoristisches.



Angenehme Erinnerung.

Herr (der Bratensauce über das Kleid einer Dame schüttete): Fräulein, wenn mich Eins über das Malheur trösten kann, so ist es das, daß Sie mich nicht so leicht vergessen werden!



In eigener Falle.

Onkel: Sag 'mal, Junge, glaubst Du an Träume?
Neffe (Student): Nein!
Onkel: Na, Gott sei Dank, ich träumte nämlich, daß Du mich um 100 Mark anpumpen wolltest.
Neffe: Da siehst Du nun, daß man Träumen nicht glauben kann, denn ich muß mindestens 200 Mark haben.

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 35.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 33:
Der Liebe ist kein Wind zu kalt.

Arithmogriph.

1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10 eine Südfrucht;
2, 7, 3, 4, 10 ein Saiteninstrument;
3, 8, 9, 7, 6, 8 ein europäisches Königreich;
4, 5, 6, 4, 10 ein süßes Gebäck;
5, 6, 9, 10, 2 ein Musikinstrument;
6, 3, 1, 10, 2 eine Münze;
7, 8, 4, 5, 8 ein Männername;
8, 7, 4, 4, 10, 6 eine Schlange;
9, 10, 8, 3, 7 eine Stadt in Italien;
10, 2, 1, 10 ein deutscher Fluß.

Auflösung folgt in Nr. 35.

Buchstaben-Räthsel.

Wenn ihr den Saft des Worts mit **b**
Im Uebermaß genießt,
So sprecht ihr manches Wort mit **d**,
Das And're schwer verdrießt.
Oft führt's zu wüstem Zank und Streit;
Und kommt ihr dann zur Ruh',
So folgt mit seiner Bitterkeit
Zu spät das Wort mit **n**. [C. Leo.]

Auflösung folgt in Nr. 35.

Auflösung des Homonyms in Nr. 33:
Fingerhut.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung (M. Schirmer) in Thorn.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.